

Hartmut Böhme/Johannes Endres (Hg.)

DER CODE
DER
LEIDENSCHAFTEN

FETISCHISMUS IN DEN KÜNSTEN

WILHELM FINK

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte, Zeichnungen oder Bilder durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 UrhG ausdrücklich gestatten.

© 2010 Wilhelm Fink Verlag, München
(Wilhelm Fink GmbH & Co. Verlags-KG, Jühenplatz 1, D-33098 Paderborn)

Internet: www.fink.de

Satz und Layout: Christian Werner, Berlin
Umschlaggestaltung: Schröter und Berger, Berlin

Printed in Germany.
Herstellung: Ferdinand Schöningh GmbH & Co. KG, Paderborn

ISBN 978-3-7705-4968-9

INHALT

- 9 Einleitung von Hartmut Böhme und Johannes Endres
DER FETISCHISMUS DER KÜNSTE

I. DISKURSE UND REFLEXIONEN

- 33 Ortrud Gutjahr
CODES DER ENTRÄTSELUNG.
Neusemantisierungen von Fetisch und Tabu
in Wissensdiskursen um 1900
- 54 Emmanuel Alloa
IDOLOGIE.
Heideggers andere Bildwissenschaft
- 70 Andrea Polaschegg
MOSES IN WONDERLAND
oder Warum Literatur (nicht) fetischisierbar ist
- 96 Reimut Reiche
DER WEG VOM FETISCH ZUM KUNSTWERK.
Eine psychoanalytische Perspektive

II. PRAKTIKEN UND KONTEXTE

- 107 Niklaus Largier
OBJEKTE DER BERÜHRUNG.
Der Tastsinn und die Erfindung der ästhetischen Erfahrung

Christian Begemann
DING UND FETISCH

ÜBERLEGUNGEN ZU STIFTERS DINGEN

Im 19. Jahrhundert haben sich, so scheint es, die Beziehungen der Menschen zu den Dingen in mehr als einer Hinsicht fundamental verändert. Zum „Saeculum der Dinge“ wird die Epoche gleichermaßen durch quantitative wie qualitative Faktoren: zum einen durch die „hybride Wucherung der Dinge“ im kulturellen Sektor¹, ihre neuartige industrielle Produktionsweise, ihre Warenform, ihre soziale Signifikanz und affektive Besetzung; zum anderen durch die Mutation der Dinge der Natur zu empirisch und ‚objektiv‘ beobachteten Gegen-Ständen der Wissenschaft, denen keine Spur ihres Betrachters mehr anhaften soll; und schließlich durch Musealisierungstendenzen, die sowohl Ursache wie Folge einer neuen Sicht auf die historische und ästhetische Dimension von Dingen sind. Auch die Literatur des 19. Jahrhunderts steht im Sog veränderter Dingbeziehungen, reflektiert sie und treibt sie mit voran. Die Wendung zu den res, den Dingen, sei es in ihrer sinnlich wahrnehmbaren Gestalt, sei es in ihrem ‚Wesen‘, gehört zu den Grundzügen insbesondere des Realismus. Sie scheint den neuartigen Realitätsbezug von Literatur und Kunst derart zu garantieren, dass man im Auftreten ‚überschüssigen‘ dinglichen Materials geradezu eine Bedingung für die realistische Referenzillusion, den „effet de réel“, gesehen hat.² In der Tat treten Dinge in opulenter Zahl als Elemente des Interieurs, als Accessoires, als Indikatoren bürgerlichen Wohlstands und kolonialer Weltaneignung, als Erinnerungsstücke, als Teile von Sammlungen oder einfach als zufälliger Ramsch und Plunder ins Blickfeld der Texte.

Die dezidierteste und konsequenteste Wendung zu den Dingen vollzieht sich aber im Werk Adalbert Stifters. Dem Dingbegriff wird bei Stifter mehr aufgebürdet als irgendwo sonst. Er deckt ein weites Spektrum ab, das Lebendiges und Lebloses, Abstraktes und Konkretes umfasst.³ ‚Dinge‘ – das kann bei Stifter so gut wie alles meinen. ‚Dinge‘ – das können Menschen, Ideen oder Beziehungen sein. Es kann sich um Natur- und Kunstobjekte handeln, wie sie im *Nachsommer* und anderswo betrachtet, beredet und gesammelt werden. Im Horizont der Texte sind aber auch die gewerblich produzierten Dinge des Alltags, die Stifter beispielsweise in

1 Böhme (2006), S. 17f.

2 Barthes (1982).

3 Zu Stifters Dingbegriff vgl. Dehn (1969); Macho (2005).

seinem frühen Essay über *Waarenauslagen und Ankündigungen* bereits ganz im Zeichen von Marketing und werbepsychologisch angereizter Kauflust mustert. Und die Skala der Dinge reicht schließlich hinab bis zu dem alten Gerümpel der Dachböden und Abstellkammern, das eine besondere „Dichtung des Plunders“ entfaltet.⁴ Was Stifter von den meisten seiner Zeitgenossen unterscheidet, ist jedoch allem voran der prinzipielle Zug, der seiner Beschäftigung mit den Dingen eignet. Die zentrale Rolle der Dinge ist schon daran zu ersehen, dass das Wort ‚Ding‘ in einem bislang ungekannten Ausmaß die Texte zu durchziehen beginnt und die Benennung der vielen Einzeldinge zu ersetzen neigt – darin nur vergleichbar mit dem Aufkommen des Hilfsverbs ‚sein‘. Bei Stifter zeigt sich nicht nur die zeittypische Agglomeration beschriebener Dinge, er betreibt vielmehr eine geradezu systematische Analyse menschlicher Dingbeziehungen und setzt sie in Bezug zu einem Entwurf des richtigen Lebens: epistemologisch, ethisch und ästhetisch. Die Dinge betrachten, den Dingen folgen, ihrer Forderung sich fügen – das sind vielfach geäußerte Maximen, die sich in der pathetischen Formel von der „Ehrfurcht vor den Dingen“ verdichten, die in ihrer „Wesenheit“ zu ergründen und zu respektieren seien (HKG 4.3, 145). Die Dinge sind das, was die vorfindliche Welt ausmacht, von der die Stifter’schen Texte verzweifelt zu suggerieren suchen, dass sie einer sinnhaften Ordnung gehorche. Über ihre dinglichen Eigenschaften und Besonderheiten hinaus werden sie dabei zu Trägern von Bedeutung, ja zu verehrungswürdigen Garanten eines Ordnungsversprechens und zum Maßstab richtigen Verhaltens. Sie, die das reine An-Sich-Sein des Wirklichen repräsentieren sollen, laden sich emphatisch mit Sinnbegehren und Affektivität auf. Und an dieser Stelle – aber nicht nur an ihr – mündet die Frage nach Stifters Dingen in die Problematik des Fetischismus ein.⁵ Um seinen Ort näher zu bestimmen, soll daher vorab die Geschichte der Dinge, zu der sich Stifters Texte zusammenfügen lassen, wenigstens in einigen Grundlinien skizziert werden.

1. Stifters Geschichte der Dinge

So fest gefügt Stifters Dinge zumeist im Raum stehen, so sehr scheinen sie gelegentlich nur die kristalline Phase eines Prozesses darzustellen, der einen gestaltlosen Anfang und ein ebensolches Ende hat. In mehrfacher Hinsicht sind die Dinge nichts fraglos Gegebenes, und das, was man als ‚Dingwerdung‘ bezeichnen könnte, ist alles

4 Stifter (1978 ff.), I.5, S. 16. Zitate aus Stifters Werken werden im Folgenden im Text mit Sigle der Ausgabe, Band- und Seitenzahl nachgewiesen. Zitiert wird nach Möglichkeit nach der Ausgabe Werke und Briefe (HKG), ansonsten nach der Prag-Reichenberger Ausgabe (PRA).

5 Wenn hier von Fetischismus die Rede ist, dann nicht in wertender oder gar pathologisierender Absicht. ‚Fetischismus‘ soll hier lediglich deskriptiv im Sinne spezifischer Dingbeziehungen verwendet werden, die keineswegs nur in ‚primitiven‘ Kulturen oder sexualpathologischen ‚Fällen‘ auftreten, sondern bestimmend sind gerade auch für die Moderne. Vgl. grundlegend dazu Böhme (2006).

andere als selbstverständlich. Diese hat bei Stifter, je nach Perspektive, materiale, epistemologische und lebensgeschichtliche Aspekte. Stifters spätes autobiographisches Fragment, das die ersten, noch völlig amorphen Eindrücke des Kleinkindes wiederzugeben behauptet, beschreibt die Genese von Dingen aus dem „leeren Nichts“ für das Ich (PRA 25, 177). Gibt es in dem mit Metaphern des Fließens und Schwimmens umrissenen frühesten Zustand „nur Empfindungen“ ohne Scheidung von Subjekt und Objekt, so erhebt sich erst in einer nächsten Phase „die Außenwelt vor mir“. „Es waren dunkle Fleke [!] in mir. Die Erinnerung sagte mir später, daß es Wälder gewesen sind, die außerhalb mir waren“ (PRA 25, 178). Erst nachdem die Außenwelt in einer traumatischen Szene mit einem blutigen Schnitt vom Ich getrennt worden ist, können Eindrücke, die bislang Teil des Ichs waren, mit einem Signifikanten bezeichnet und auf ein externes ‚Ding‘ bezogen werden.⁶

Am anderen Ende der Geschichte der Dinge steht deren neuerliche Auflösung. In Stifters letztem fertig gestellten und gleichfalls autobiographischen Text diffundiert die Welt in weißes Rauschen. Die *Aus dem bairischen Walde* betitelte Beschreibung eines exorbitanten Schneefalls zeigt die „traumatische Entfärbung der Welt und Machtergreifung des Weißen über die Dinge“.⁷ Fassungslos und wie von einem „Zauber“ magisch gebannt (PRA 15, 342), beschwört der Erzähler die Auslöschung der über viele Seiten einlässlich beschriebenen „bekannte[n] Gestaltungen“ (PRA 15, 345), der „Linie[n] oder Grenze[n]“ der „festen Körper[!]“ (PRA 15, 338 f.) im Sinn verwirrenden „Flimmern und Flirren und Wirbeln“ der vom Himmel strömenden Schneemassen (PRA 15, 341) – eine Szenerie, in der das gleichsam pränatale und ‚vordingliche‘ Fließen des autobiographischen Fragments als Vision von Untergang und Kältetod der Gegenstände wiederkehrt.⁸ Dem Verschüttetwerden der Gestaltungen korrespondiert dabei die Bannung und Blendung des Auges, das selbst gleichsam von den wirbelnden Flocken bedeckt wird: Das Flirren des Wahrnehmungsfeldes prägt sich ihm noch nach dem Ereignis tagelang quälend ein (vgl. PRA 15, 344, 353). Mit der Auslöschung der Dinge ist ein durchgehendes, wenngleich immer wieder unterschiedlich realisiertes Bildfeld bei Stifter markiert. Dem Schnee gleichen Staub, Sand und Schutt in ihrer Konsistenz. Seit dem Frühwerk bilden sie die Endstation der Dinge, die ihren Status als Dinge verlieren, indem sie zu bloßer, diffuser Materie werden, ins Stadium des Amorphen zurückkehren und dabei aus ihren Bedeutungskordinaten herausfallen. Bereits der frühe Aufsatz über den Tandelmarkt aus der Sammlung *Wien und die Wiener* von 1844 beschreibt mit betretener Faszination, wie sich Dinge allmählich wieder auflösen, wie sie ihre Gestalt und

6 Vgl. zu diesem Text Pfothenhauer (1990); Begemann (1995), S. 95–109.

7 Vogel (2003), S. 171. Vgl. dazu auch Dusini (1998).

8 Die Korrespondenz zu der frühkindlichen Szene geht auch daraus hervor, dass sich hier der Wald wieder in einen riesigen „Fleck“ zurückverwandelt (PRA 15, 345).

ihren Namen einbüßen, um schließlich, aus ihrem „Zusammenhange gerissen“, als „Fragmente von einstigen Ganzen“ und „Sachen, die gar Niemand mehr kennt“, in einem „Trödelberge“ unterzugehen, der „mit dem uralten Staube fraternisirt“ (HKG 9.1, 228, 233, 235, 237). Der Zerfall der Dinge, nur mühsam mit etwas fadenscheinigen Humorversuchen gebändigt, bewegt den Erzähler nicht zuletzt darum so stark, weil er bis in die Formulierungen dem des Menschen selbst korrespondiert. Im Aufsatz *Ein Gang durch die Katakomben* erhebt Stifter die auf 1. Mos. 3,19 zurückgehende religiöse Beisetzungformel „Asche zu Asche, Staub zu Staub“ zu einer geradezu barocken Anschaulichkeit. In den Katakomben unter dem Stephansplatz, wo die menschlichen Überreste sich nicht mehr Namen und vergangenen Identitäten zuordnen lassen (vgl. HKG 9.1, 58), sondern „wie Holz aufgeschichtet“ sind, wo der Fuß über „Haufen namenlosen Moders“ geht (HKG 9.1, 54, 56), in dem sich Kleiderfetzen und Verwesungsrückstände mischen, zeigt sich der bestürzende Sachverhalt, dass „das Höchste und Heiligste dieser Erde, die menschliche Gestalt, ein werthlos Ding wird, hingeworfen in das Kehrrecht“ (HKG 9.1, 57), wo sich selbst diese dingliche Schwundform „in eine werthlose, schauererregende Masse“ auflöst (HKG 9.1, 54). Menschen und Dinge werden darin analogisiert. Zur „Gestalt“ werden sie nur für einen begrenzten Zeitraum im Kreislauf der Materie, wobei die Subjektwerdung des Menschen mit der Dingwerdung des Dings zusammenfällt und der Untergang beider eine Schnittstelle markiert, an der sie ineinander übergehen. Das Verhältnis von Mensch und Ding zwischen diesen beiden existenziellen Grenzen hat zwei Aspekte, die die wechselseitige Konstitution von Mensch und Ding durch das jeweils andere zeigen: Tritt die Gestalt der Dinge nur in den Distinktionsbemühungen des Menschen hervor, so wird dieser, was er soll, erst wenn er die Dinge als solche gelten lässt, ja sich ihnen unterwirft. Insofern wird Stifters ‚Subjekt‘ auf ein Art von Preisgabe seiner ‚Subjektivität‘ – im Sinne des Individuellen, Besonderen und Willkürlichen – verpflichtet.

An diesem Punkt setzen in Stifters Texten einerseits die Sorge um die Bewahrung der Dinge, andererseits die epistemologischen, wissenschaftlichen und pädagogischen Prozesse an. Vor dem Hintergrund des Rückfalls der Dinge ins Amorphe erscheinen sie als groß angelegtes Projekt eines Ankämpfens sowohl gegen die drohende Entropie als auch gegen eine Willkür der Wahrnehmung, die die Gestalt der Dinge verunklart und ihre „Wesenheit“ verfehlt. Daher müssen die handelnden Figuren zu einem adäquaten Umgang mit den Dingen erst einmal erzogen werden. In diesen Zusammenhang gehört zunächst die dezidierte Abkehr von allen Formen subjektiver und projektiver Verformung der Gegenstände, wie sie auch sonst für den Realismus typisch ist. Zwar gibt es bei Stifter keine fluiden magischen Dinge mehr, die sich beispielsweise aus einem bronzenen Türklopfer in ein Apfelweib verwandeln oder aus einem Feuerlilienbusch in einen groß geblühten Schlafrock übergehen

können, doch treiben in seinem Frühwerk durchaus noch jugendliche Spätromantiker ihr Wesen, denen die Dinge lediglich der Spiegel ihres eigenen Inneren sind. Das sich mehrfach wiederholende Bild dafür ist das der Produktion eines willkürlichen Textgewebes, das den Romantiker mit den Dingen verstrickt, so die erforderliche epistemische Distanz tilgt und die wahre Gestalt der Dinge verdeckt: „und in dem Fortspinnen desselben düster schönen Gedankens zog ich die sanften Fäden planlosen Fantasirens um mein Haupt, und über die große stille Landschaft vor mir“, schreibt etwa der Ich-Erzähler in *Feldblumen* (HKG 1.4, 49). Kein Wunder, dass er der Möglichkeit von Erkenntnis skeptisch gegenüber steht: „Vor dem Hohlspiegel unsrer Sinne hängt nur das Luftbild einer Welt, die wahre hat Gott allein“ (HKG 1.4, 61). Wenn die Dinge werden sollen, was sie sind, müssen sie unter solchen Texturen freigelegt werden – ein Akt der Entromantisierung, der sich an den Künstlern, den Sonderlingen und „Narren“ des frühen und mittleren Werks vollzieht, die entweder untergehen oder ein dinggerechtes Erkennen und Handeln lernen.

Worin aber besteht dieses? Exemplarisch lässt sich etwa am *Nachsommer* beobachten, wie die Erziehungsprozesse der Stifter'schen Figuren nicht nur dem einzelnen Ding gelten, sondern auch auf dem – freilich unerreichbaren – Fernziel einer Erkenntnis der „Ordnung der Dinge“ (HKG 4.3, 146). Heinrich, von Kind an „ein großer Freund der Wirklichkeit der Dinge“ (HKG 4.1, 29), beginnt seinen wissenschaftlichen Weg mit der Frage nach den „Namen der Dinge“ (HKG 4.1, 29), denn die Benennung hebt zunächst das einzelne Ding differenziell aus der Masse aller anderen heraus. Mit dem Namen hebt die Konstitution symbolischer Ordnungen an, und das gilt schon für das *nomen proprium*, den Eigennamen. Das zeigt besonders prägnant die Erzählung *Granit* mit den Erklärungen und listenartigen Rekapitulationen von Eigennamen, mit denen sich Großvater und Enkel der Gliederung des umgebenden Landschaftsraums versichern. Der materielle Zerfall der Dinge geht bei Stifter daher immer mit dem Verschwinden des Namens einher, dem Beginn des kognitiven Zerfalls, der die Dinge aus dem Bereich der Erkennbarkeit fallen lässt. Die Benennung ordnet das Ding darüber hinaus zugleich einer Klasse gleichartiger Gegenstände zu, bildet mithin den ersten Schritt zu einer Definition.⁹ Die nächsten Schritte des Erkenntnisprozesses bestehen im *Nachsommer* in einem Zusammenspiel von Sammeln, Beschreiben und Zeichnen von Naturdingen, unterschiedlichen Modi der Repräsentation mithin. Heinrich beginnt etwa in der Botanik damit, „alle Gattungen zu sammeln“, macht sich „Beschreibungen, welche ich zu der Sammlung einlegte“, sucht „die mir sich darbiethenden Eigenschaften“ und „die wesentlichen Merkmale“ zu ergründen und vergleicht seine Resultate forschungskritisch „mit den Beschreibungen und Eintheilungen, die ich in meinen Büchern fand“ (HKG 4.1, 32, 38), um schließlich

9 Als „Definitions magazin“ haben Stifter seine Freunde bezeichnet (vgl. PRA 21, 173).

zum Zeichnen seiner Forschungsobjekte überzugehen (HKG 4.1, 41 f.).¹⁰ Von hier aus geht die Untersuchungsrichtung auf größere morphologische Einheiten, Zusammenhänge und Entstehungsprozesse. Auf einem Berggipfel stehend und die „Erdoberfläche“ betrachtend, imaginiert Heinrich gut empiristisch, wie die Naturforschung „durch Sammlung vieler kleiner Thatsachen [...] sich in das große und erhabene Ganze auszubreiten“ strebe (HKG 4.1, 44).

Eine Hauptrolle in der idealen Welt des *Nachsommers* spielt das Prinzip der Sammlung, das im Bereich der Natur so ziemlich alles vom Marmor bis zum Kaktus umfasst. Die Sammlung könnte man als eine Art Realrepräsentation ihrer Gegenstände bezeichnen. Sie befindet sich unter allen Repräsentationsmodi am nächsten an den Dingen der Natur, ja sie besteht aus diesen, macht sie zugleich aber auch zu Zeichen, denn jedes Objekt ist ein Exemplar, d. h. es repräsentiert *pars pro toto* eine Gruppe systematisch gleichartiger Gegenstände. Insofern realisiert die Sammlung ein Ordnungsschema. Wie alle naturwissenschaftlichen Bemühungen im Roman zielt sie auf die Rekonstruktion der Natur und ihrer Gesetze und weist den systematisch bestimmten Dingen ihren Platz in einer taxonomischen Ordnung zu (vgl. z. B. HKG 4.1, 231 f.). Die „Ehrfurcht vor den Dingen, wie sie an sich sind“, die im *Nachsommer* zum Programm erhoben wird, bezieht sich also zunächst auf die Dinge in ihrer „Wesenheit“ (HKG 4.3, 145), die von dem geschieden werden muss, was den Dingen nicht genuin zukommt, sondern ihnen nur fälschlich zugeschrieben wird. Sie richtet sich sodann auf den emphatisch als Ordnung begriffenen Zusammenhang der Dinge. Das verleiht nicht nur der *Rede* von den „Dingen“ ihre hochgradige Allgemeinheit, sondern auch diesen selbst: Sie werden in diesem Zusammenhang nicht primär in ihrer jeweiligen Besonderheit gesehen, weil „der Geisteszug des Forschers vorzüglich auf das Ganze und Allgemeine geht“, wie es in der Vorrede zu den *Bunten Steinen* heißt, wo Naturforschung und literarisches Erzählen analogisiert werden (HKG 2.2, 9 ff.).¹¹

Etwas anders verhält es sich mit einer zweiten Kategorie von Dingen, auf die Heinrich erst allmählich aufmerksam wird: den kulturellen, historischen und künstlerischen Artefakten. Auch sie werden im *Nachsommer* im großen Stil gesammelt.¹² Die Sammlung hat hier zunächst einmal die Funktion, die Dinge vor jenem Verfall zu Staub und Wust zu bewahren, der unvermeidlicherweise dann doch

10 Das bestätigt die These von Daston und Galison (2007) von der enormen Bedeutung piktoraler Verfahren bei der Etablierung des Objektivitätsparadigmas.

11 Vgl. Michler (2007), S. 192 f.: „Die ‚Dinge‘ [...] sind nicht Individuen, sondern selbst Arten, Genera Taxa. [...] Individualität ist bei Stifter selbst generisch.“ Zum Problemfeld von Klassifikation und Taxonomie vgl. Begemann (1995), S. 33 ff., 330 f. u. ö. Zur Rolle der Beschreibung in diesem Zusammenhang vgl. Begemann (2005).

12 Grundsätzlich dazu Grätz (2006), S. 89–248; Arnold-de Simine (2007).

irgendwann ihr Schicksal sein wird. Mit Konservierung und Restauration ihrer ursprünglichen Gestalt betreibt die museale Sammlung an den Dingen eine wenigstens relative Stillstellung der Zeit. Konserviert wird dabei aber nicht nur die materielle Gestalt, sondern auch eine weitere Ehrfurcht gebietende Dimension der Dinge, die zugleich deren zeichenhaften Charakter von einer anderen Seite her bestätigt. Das sorgliche Aufbewahren, Pflegen und Wiederherstellen der Dinge nämlich – ein durchgehender Zug in Stifters Texten – richtet sich auf die Dinge, insoweit sie Träger des kollektiven, familialen oder individuellen Gedächtnisses sind. Der Aufsatz über den Wiener Tandelmarkt oder das „Alterthümer“-Kapitel der *Mappe meines Urgroßvaters* behandeln die Dinge als Erinnerungsspeicher. Diese tragen die „Spuren“ ihres Eigentümers, der in ihnen sein „Leben noch über das Grab hinaus“ verlängert (HKG 1.5, 11) – eine andere Form des Fortlebens nach dem Tode kommt hier bezeichnenderweise überhaupt nicht zur Sprache. Wenn umgekehrt die Nachkommen den verstaubten Wust der Dachböden als Hinterlassenschaft und in der Dinggestalt die Memoria pflegen, dann hat das für sie einen nicht weniger existenziellen Effekt. Die „Spuren der Alltäglichkeit und Gewöhnlichkeit“ an den Dingen entfalten eine besondere „Dichtung des Plunders“, „weil wir auf ihnen am deutlichsten den Schatten der Verblichenen fort gehen sehen, und unsern eignen mit, der jenem folgt“ (HKG 1.5, 16). Die von Namen-, Bedeutungs- und Formlosigkeit bedrohten Dinge werden stumme „Erzähler[] der unbekanntten Geschichte eines solchen Hauses“ (HKG 1.5, 17). Aus Plunder werden „Denkmale“, ja nachgerade sakral überhöhte „Reliquien“ (HKG 1.5, 13, 15), die den einzelnen seiner Vorgeschichte vergewissern und ihn mit dieser verbinden. Er erkennt sich als Glied „einer langen unbekanntten Kette“ von Generationen, durch die der „große goldene Strom der Liebe“ fließt, und in dieser Versicherung vermitteln sich „Heimath“ und Identität (HKG 1.5, 16 f.). Unverkennbar wird hier das sanfte Gesetz der inneren Natur „des menschlichen Geschlechtes“ anschaulich, das sich in der Summation kleiner und scheinbar bedeutungsloser Tätigkeiten als „das einzige Allgemeine das einzige Erhaltende und nie Endende“ erweist – so noch einmal die Vorrede zu den *Bunten Steinen* (HKG 2.2, 12 f.). Was hier den Dingen semiotisch aufgebürdet wird, ist beträchtlich. Zielt die kognitive Konturierung der Dinge im Strömen der Materie, zielen die Benennung, Beschreibung, Definition und Klassifikation der natürlichen Gegenstände auf das Ganze der Naturordnung, deren Teil der Mensch ist, so versichern uns die als Memorialzeichen begriffenen Dinge des allerhaltenden sanften Gesetzes der Liebe, das seinerseits den Status eines Naturgesetzes beansprucht. Jeweils verweisen die Dinge im Letzten auf eine Art Megasignifikat. Im Bereich der Natur wie der Geschichte wird dabei deutlich, dass die ‚Dinge‘, die Stifter allem menschlichen Denken und Handeln unvordenklich voraussetzen möchte, sich erst in der größten Konzentration und Bemühung um sie, in permanenten Akten einer

Freilegung unter Verfälschendem und Zufälligem und einer sorglichen Bewahrung des Wesentlichen als das zeigen, was sie vermeintlich immer schon sind. Die Dinge werden sie selbst erst in Akten epistemischer Konstruktion.¹³

Es ist bezeichnend, dass unter den vielerlei denkmalfähigen Dingen ganz besonders die „Ahnentafel bürgerlicher Häuser“ hervorgehoben wird, nämlich die „Truhe der Brautkleider“, die der Rahmenerzähler der *Mappe* durchwühlt (HKG 1.5, 15). Denn was könnte besser als Spur des „Stroms der Liebe“ dienen als die Hochzeitskleidung, das metonymische Zeichen des prokreativen Beginns jener Körperströme? Die memorativ und affektiv besonders aufgeladenen Dinge sind daher zumeist erotisch besetzt, die Kleidung etwa oder die Rosen im *Nachsommer*. Spätestens hier werden die fetischistischen Dimensionen von Stifters Dingkonzept deutlich.

2. Ding – Fetisch – Dämon

Fetischismus ist ein zwiespältiges Phänomen bei Stifter. Vom Begriff her ist es – wie fast überall in dieser Zeit – pejorativ besetzt, aber von der Sache her entwickelt es sich nahezu zwangsläufig aus den Stifter'schen Dingbeziehungen heraus, und zwar auf der Ebene des Inhalts nicht anders als auf der Ebene des Textes selbst. Etwa gleichzeitig mit dem jungen Marx ist Stifter einer der ersten Autoren, die das ethnographische und religionsgeschichtliche Konzept des Fetischismus in kritischer Absicht zur Binnenbeschreibung der eigenen Kultur einsetzen.¹⁴ In *Wien und die Wiener* findet sich der Aufsatz über die „Streichmacher“, eine Spezies sozialer Aufschneider, geltungssüchtiger Individuen, die mehr scheinen, als sie sind. Unter ihnen stechen Leute hervor, die einen sozialen Status simulieren, der ihnen tatsächlich gar nicht zukommt, indem sie Dinge zur Schau stellen, die im gesellschaftlichen Leben als „Reichthumszeugnisse“ gelten, „wenn auch kein Reichthum da ist“. Dementsprechend wiederholt sich die Simulationsbewegung an den zu diesem Zweck eingesetzten Dingen, die „selber wieder Streichmacher“ sind. Billige Weichholzmöbel etwa werden mit edel wirkendem Furnier „geschminkt“, so dass sich der „Zweck der Geräte“ vom ursprünglich dominanten „Gebrauch“ zum sozialen Symbolwert hin verschiebt (HKG 9.1, 191). Soziales Ansehen, so Stifters Diagnose, wird zu wesentlichen Teilen auf der Basis von symbolischem Kapital zugewiesen, dessen man

13 In diesem Sinne auch Bischoff (2005), S. 114 ff. – Dass die Dinge nichts Unmittelbares sind, bestätigt sich auch an jenen unauffälligen, aber signifikanten Stellen, an denen Stifter mit der ihm eigenen Umständlichkeit darauf insistiert, dass das bloß Sinnfällige nicht schon Anspruch darauf erheben kann, als das Ding selbst zu gelten: Erscheinungen und Dinge treten im Gefolge Kants auseinander. In *Granit* etwa heißt es: „ich sehe auch die schwachen grauen Streifen, welche die Seewand bedeuten“ (HKG 2.2, 47), und im *Witiko*: „Dann kam ein dunkler Streifen, der den Wald anzeigte, aus dem er gekommen war“ (HKG 5.1, 207). Diese Redeweise ist bei Stifter weit verbreitet. Vgl. Begemann (1995), S. 60.

14 Zur Nähe beider Konzepte vgl. Steiner (2000), S. 638 ff., 647 f.; Bischoff (2005), S. 98 ff.

sich bemächtigen kann, ohne sozusagen über die faktische Deckungssumme zu verfügen. Die gesellschaftliche Fixierung auf Statussymbole hat dabei ein geradezu sakrales Ausmaß angenommen, und das zeigt deutlich, dass Stifter sich die ursprünglich religiöse Dimension des Fetischkonzepts analytisch zunutze macht. „Im Winter“, so wird das gesellschaftliche Leben der Hauptstadt beschrieben, „werden dann zuweilen [...] viele Menschen eingeladen, welche durch die Zimmer [...] gehen, und die Fetische anbeten, die da ausgestellt sind, oder auch dieselben lästern, wenn sie sich nämlich bessere machen ließen und zu Hause stehen haben“ (HKG 9.1, 192). Woher Stifter seinen Fetischbegriff genau bezogen hat, dürfte sich kaum eruieren lassen, doch deuten die Aspekte des Artifizialen, Gemeinschaft Stiften, Kultischen und Sakralen sowie die destruktive Wendung der Gläubigen gegen den unzulänglichen Fetisch auf eine gewisse Vertrautheit mit der Diskussion des 18. und frühen 19. Jahrhunderts.¹⁵ Aufschlussreich ist dabei vor allem, dass Stifter den Fetischbegriff dezidiert semiotisch versteht, denn „ein wesentliches Merkmal der Streichmacherei“ ist, „daß sie, statt auf die *Sache*, auf die *Zeichen* ausgeht; denn ihr Zweck ist, sich gelten zu machen, andern zu imponieren, andere zu überflügeln“ (HKG 9.1, 194). Der Streichmacher bedient sich mithin bestimmter Dinge, die in der Gesellschaft als ‚Zeugnisse‘, d. h. als Anzeichen, als Indizes, als signifikante Teilmenge von Reichtum, Stand oder Bildung interpretiert werden, um den „confuse[n]“ Umkehrschluss vom Besitz eines Statussymbols auf den Besitz des entsprechenden Status zu suggerieren (HKG 9.1, 194). Das Moment der Täuschung liegt darin, den bloßen Signifikanten gewissermaßen als seinen eigenen Referenten erscheinen zu lassen. So kommt es hier zu einer seltsamen Form der Verdinglichung: Der Prestigewert, der einem Ding beigelegt wird, wird mit diesem selbst identifiziert, so dass das Ding wesentlich als das erscheint, was es nur repräsentiert. Der Streichmacher wäre jedoch als ein kalkuliert agierender, singulärer Hochstapler, der allein aufgrund der Gutgläubigkeit der Getäuschten soziales Ansehen erschleicht, kaum adäquat beschrieben. Tatsächlich handelt er nur halb bewusst, denn er verfällt selbst seinen Suggestionen, vergisst also die Genese des Zeichenprozesses: „welche handgreiflichen Lügen glaubt man sich nicht selber?“ (HKG 9.1, 188 f.)¹⁶ In diesem und in allen anderen Punkten ist der Streichmacher ein Kind des „Zeitgeist[s]“ (HKG 9.1, 188), dem auch seine Opfer willfährig folgen. Das Bild der

15 Diese Diskussion wird schon 1820 etwa in der *Real-Encyclopädie* zusammengefasst; vgl. Böhme (2006), S. 209. Zur Diskussion selbst vgl. ebd., S. 199 ff.; Weder (2007).

16 „Der reiche, der ausgezeichnete, der vornehme Mann und seine Frau haben schöne Kleider, also kehrt jener obige confuse Begriff die Sache, wie einen Muff, um, und sagt, wer schöne Kleider hat, der ist ein reicher, ausgezeichneter, vornehmer Mann, oder dessen Frau, also consequent fortzugehen, muß ich suchen, schöne Kleider [...] zu bekommen, dann bin ich vornehm, oder werde doch wenigstens von mir und andern dafür gehalten“ (HKG 9.1, 194).

sich durch die Salons schiebenden fetischgläubigen Gesellschaft zeigt ja deutlich, dass sich in ihr gleichfalls und umfassend die monierte affektive Verschiebung von der Sache zum (verdinglichten) Zeichen vollzogen hat. Der Streichmacher tut dabei kaum etwas anderes, als eine kulturelle Zeichenpraxis zu bedienen, die die Dinge mit ihrem sozialen Prestigewert zu verwechseln tendiert. In diesem Prozess aber gewinnt das ursprünglich indexikalische Zeichen ein affektives Surplus: Es wird zum Kultobjekt. So erscheint die im Glanze ihrer Fortschritte sich sonnende bürgerlich-frühkapitalistische Zivilisation überhaupt als Ort von „Illusionen“ und „Einkbildungen“ (HKG 9.1, 194), d. h. Projektionen, fälschlichen Belehungen, kurzum: gestörten Dingbeziehungen und *de facto* als Rückfall in archaische Muster. Stifter überträgt damit den von Hartmut Böhme resümierten frühen Konsens, der Fetisch sei ein Phänomen, „bei welchem die Menschen das von ihnen Hervorgebrachte in einer Gestalt des ihnen Äußerlichen und Fremden verehren“, die kraft Projektion verlebendigt, beseelt und sakralisiert werde¹⁷, auf die eigene Gesellschaft. Zu diesem Konzept gehört, dass dem Fetischgläubigen die Fähigkeit abgesprochen wird, zwischen Objekt und Bedeutung unterscheiden zu können.¹⁸

Charakteristischerweise zeigt sich Ähnliches auch an Stifters Begriff des Geldes, das im Licht der Analyse der Streichmacherei gleichfalls Züge eines Fetischs aufweist. Denn auch das Geld wird in der Gesellschaft zu einem zunehmend absolut gesetzten Zeichen, das das Begehren und die Verehrung aufsaugt, die ‚eigentlich‘ dem gelten, was das Geld repräsentieren kann. Prägnant bestätigt Stifter dabei noch einmal das Moment der Verdinglichung von Wertbeziehungen im Fetisch. Das Geld erscheint als „ein Dämon, seine Farbe wechselnd, statt Bild der Dinge selbst Ding werdend, ja *einzig* Ding, das all die andern verschlang – ein blendend Gespenst, dem wir, als wäre es Glück, nachjagen, – ein räthselhafter Abgrund, aus dem alle Genüsse der Welt emportauschen“ (HKG 9.1, XII). Statt pragmatisch als Zeichen („Bild“) und als Träger von Kaufkraft betrachtet zu werden, wird das Geld zu einem proteushaften Dämon, der unsere Leidenschaft für die käuflichen Genüsse auf sich umlenkt und sie uns zurückspiegelt. Fetischismus beruht damit auf einer metonymischen Verschiebung des Affekts von seinem ursprünglichen

17 Böhme (2006), S. 209.

18 Jean Pouillon beschreibt den „Mechanismus des Irrtums“, der dem Fetischgläubigen seit dem 18. Jahrhundert unterstellt wird, folgendermaßen: „Zu Beginn impliziert in dieser Etymologie [des Wortes ‚Fetisch‘] nichts, daß der Kultus [...] sich an das Objekt als solches richtet. Er kann sich an Gott, an den Geist, an den Genius richten, der in ihm eine vielleicht vorübergehende Zuflucht findet und in diesem Fall wirklich von ihm unterschieden ist. Doch eine solche Unterscheidung zwischen dem Träger und dem, was er trägt, zwischen Zeichen und Bezeichnetem, materiellem Symbol und symbolisierter ‚Realität‘, eine Unterscheidung, die in unserer eigenen Religion, unserem eigenen symbolischen System mühelos gelingt, – dazu halten wir den Anderen gern für unfähig“; Pouillon (1972), S. 199.

Ziel auf dessen Repräsentanten, der jenes beerbt, indem er als „*einzig* Ding“ allen Wert und alle Qualitäten der Dinge dieser Welt absorbiert.

Vor dem Hintergrund des Bildes einer in ihren Dingbeziehungen fetischistisch gestörten Gesellschaft rückt die Lebensmaxime des Freiherrn von Risach in ein neues Licht. Die Forderung nach „Ehrfurcht vor den Dingen, wie sie *an sich* sind“, richtet sich ja explizit gegen den faktischen Lauf der Welt, aus dem Risach sich zurückgezogen hat, und die Notwendigkeit einer Wendung auf das Eigentliche der Dinge konturiert sich damit allererst vor der Folie ihrer fetischistischen Verkenning und Verfälschung.¹⁹ Schon aus diesem Grund ist das Konzept des Fetischismus alles andere als marginal für das Stifter'sche Werk. Die flächendeckende Präsenz der in *Wien und die Wiener* beschriebenen Phänomene wirft allerdings die Frage auf, ob es ein Außerhalb des Fetischismus überhaupt geben kann. Schließlich sieht sich ja ihr Beobachter und Analytiker durchaus selbst von der Streichmacherei infiziert (HKG 9.1, 188, 196). Und tatsächlich: Legt man Stifters eigenen Fetischbegriff zugrunde, so zeigen sich dessen Strukturen, allerdings mit deutlich anderer Bewertung, vielerorts in seinem Werk, ja sie zeigen sich nicht nur an seinen Figuren, sondern als textuelles Phänomen. Das gilt insbesondere für Stifters Fixierung auf das ‚Ding‘, denn bereits die durch Affektverschiebung erzeugte positive Aufladung, aber auch ihr Kippphänomen, die Dämonie von Dingen, berührt sich aufs engste mit dem Fetischismus.

Zweifellos ist Stifters Naturordnung unter einer bestimmten Perspektive ‚objektiv‘.²⁰ Sie folgt unbeirrt, menschenfern, gleichgültig und ohne jede sympathetische Regung ihren Gesetzen. Der Mensch ist ihr gegenüber, wie es mehrfach bei Stifter heißt, nur ein „Punkt“ ohne jede Bedeutung. Und doch werden die Dinge und ihre Ordnung mit einer damit keineswegs überall kompatiblen Hoffnung aufgeladen. Die Vorrede zu den *Bunten Steinen* arbeitet sich daran ab, das Sanfte und Leben Erhaltende als das Allgemeine und Wesentliche der Natur auszuweisen und die Katastrophen als aufs Ganze gesehen bedeutungslose Akzidenzien zu marginalisieren. Wenn im *Nachsommer* und im *Witiko* die Orientierung an den Dingen dem verfehlten Lauf der Geschichte entgegengesetzt wird, dann ist damit die Erwartung verbunden, dass sich in solchem Denken und Handeln das Gute und Richtige einstellen werde. Genau das soll sich ja in der Welt des Rosenhauses zeigen. Im Terminus „Ehrfurcht“ deutet sich dabei an, dass die Dinge mehr sind als bloße

19 Das wird sehr deutlich in Risachs Begründung der Orientierung seiner staatsmännischen Arbeit und seiner Demission. Er habe in erster Linie auf das gesehen, „was die Dinge nur für sich forderten, und was ihrer Wesenheit gemäß war, damit sie das *wieder werden*, was sie waren, und das, was ihnen genommen wurde, erhalten, ohne welchem sie nicht sein können, was sie sind“ (HKG 4.3, 145; Hervorhebungen CB).

20 Vgl. Ritzer (2007).

‚Objekte‘, ‚Gegen-Stände‘. „Ehrfurcht“ impliziert, dass sie in nachgerade religiöser Weise mit der Hoffnung besetzt werden, in ihnen realisiere sich eben doch eine auch für das menschliche Leben Sinn stiftende Ordnung, etwa ein „sanftes Gesetz“ als ein gleichsam ethisches Prinzip im Rang eines Naturgesetzes. Die Ehrfurcht vor der Ordnung der Dinge ist eine säkularisierte Schwundform von Religiosität und Erlösungshoffnung, die aus dem Raum der Transzendenz in den der Immanenz der Dinge einwandert – wie ja auch das Fortleben nach dem Tode in Form einer Art immanenter Transzendenz maßgeblich durch die Dinge garantiert wird. Das einzelne Ding hat daran metonymisch teil und erglänzt in der Aura solcher Teilhabe, wenn man sich ihm in der richtigen Weise zuwendet. Es ist derart Substitut und Versprechen einer Erfüllung in einem. Wenn in der neueren Forschung gelegentlich die Materialität der Stifter'schen Dinge auf Kosten ihrer Zeichenhaftigkeit betont worden ist²¹, dann erlaubt gerade die Kategorie des Fetichs, beide Aspekte zu korrelieren. Gewiss sind die Dinge zunächst einmal Dinge in ihrer materiellen Gestalt. Als Teil einer Ehrfurcht gebietenden Ordnung aber ist das einzelne Ding immer schon mehr als es selbst, und die Materie ist gleichsam durchdrungen von dem, was ihr an Sinn und Bedeutung aufgebürdet wird. Die vielfach wiederholte lakonische Wendung vom Betrachten der Dinge meint nicht so sehr das naturwissenschaftliche Beobachten, das bei Stifter ansonsten ja durchaus eine bedeutende Rolle spielt, sondern eine kontemplative Versenkung in das Wesentliche und Bedeutende, eine Andacht, als liege in den Dingen eine Verheißung, ja geradezu die Offenbarung eines „Wunder[s]“.²² Diese Haltung aber führt an den Punkt, an dem der Betrachter selbst zum Streichmacher wird, „Sache“ und Zeichen“ in eins setzt, das Ding mit dem in ihm gespeicherten Versprechen identifiziert und dieses sozusagen im Ding verdinglicht. Dinge werden so tendenziell zu Fetischen, und zwar die Dinge der Natur ebenso wie die kulturellen Memorialzeichen.

Dass Stifter diese ‚Gefahr‘ sieht und ihr vorzubeugen sucht, belegt schon die notorische Verwendung des Wortes ‚Ding‘ selbst, in dessen Abstraktheit die vielen besonderen Dinge aufgehoben sind. Diese Abstraktheit lenkt den Blick darauf, dass es nicht in erster Linie um das je besondere Einzelding hier und jetzt geht, sondern vielmehr um seinen Dingcharakter selbst, um das Allgemeine und Wesentliche an ihm. Der Effekt freilich ist ein zwiespältiger, denn die mantrahafte Wiederholung des Wortes trägt ihm – nun aber nicht mehr auf der Ebene der erzählten Figuren, sondern auf der des Textes – seinerseits fetischistische Züge ein, d. h. ein scheinbar an ihm selbst klebendes Erlösungsversprechen. ‚Ding‘ wird bei Stifter eine Art Zauberwort wie in Eichendorffs „Wünschelrute“.

21 Vgl. Steiner (2000), S. 641 f.; Bischoff (2005), S. 99 f., 102, 116.

22 So verheißt es die Vorrede zu den *Bunten Steinen* (HKG 2.2, 12).

Der fromme Schauer der Ehrfurcht aber schlägt dort in ein nur mühsam verhohlenes Grausen um, wo die Dinge sich als resistent gegen alle Sinnzumutungen erweisen. Nicht immer zeigen sie sich so, wie ihr Betrachter es erhofft, ja, man darf wohl behaupten, dass Tod und Verfall, die Unberechenbarkeit, Anomie und latente Katastrophik der ‚Dinge‘ überhaupt erst den Ausgangspunkt für die Ordnungsbemühungen Stifters und seiner Figuren darstellen und einen dunklen Fond bilden, der sich niemals ganz austilgen lässt. „Die Dinge gehen nicht, wie sie sollen“²³, ist noch das Harmloseste, was sich dazu sagen lässt. Was sich in Friedrich Theodor Vischers Roman *Auch Einer* von 1879 humoristisch als „Tücke des Objekts“ zeigt²⁴, nimmt bei Stifter die Form regelmäßig einbrechender Naturkatastrophen an. Sind diese einerseits Anlässe, die Gleichgültigkeit und Menschenferne der objektiven Ordnung der Dinge gegen anthropomorphe und anthropozentrische Weltbilder zu betonen, so ist ihre Darstellung andererseits von einem Subtext des Entsetzens unterfüttert, das die Texte wegzuarbeiten und zu versiegeln bemüht sind. Wie wenig ihnen das gelingt, zeigt sich auch am Widerstand der existenziell viel weniger bedrohlichen kulturellen Artefakte. Wenn im *Tandelmarkt* und in der *Mappe meines Urgroßvaters* die verkommenen Überbleibsel hingegangener Generationen durch Restaurierung und Eingedenken zu „Reliquien“ nobilitiert werden, in denen der „große goldene Strom der Liebe“ unzähliger Geschlechter sinnfällig werden soll (HKG 1.5, 15, 17), dann zeigen die Dinge zugleich durchaus auch noch etwas Anderes, Widerständiges. Nicht nur bleiben alle Restaurierungsbemühungen machtlos gegenüber dem schließlich ja doch triumphierenden Zahn der Zeit – und der Erzähler antizipiert das (vgl. HKG 1.5, 11 f. u. ö.) –, die Dinge entfalten auch semiotisch einen unauslöschbaren Eigensinn, indem sie in eine ganz andere als die intendierte Richtung weisen. Dass die Dinge, in denen ihre toten Besitzer weiterleben, für die Kinder etwas Unheimliches und Gespenstisches bekommen, liegt völlig in der Natur ihres Wiedergängertums. Doch auch für den Erwachsenen, der sich solche Anthropomorphismen sowie „Schauer“, „Scheu“ und Furcht“ vor ihnen wegtrainiert hat (HKG 1.5, 14 ff.), bleiben in der beschädigten materiellen Gestalt der zu Trägern des sanften Gesetzes geadelten Dinge metonymisch Verletzung, Schmerz und Tod ihrer Eigentümer präsent. Die Dinge werden so zu „Fetische[n] des Schmerzes“. Und nicht nur das: In den Stillleben, die Stifters Texte inszenieren, breiten sich ein „geisterartiges Schweigen“ und eine „stille Dämonie“ aus, denn die „der Zeitdimension der Zukunft beraubten mumifizierten Dinge [gewinnen] den Status und das Ansehen letzter Dinge“.²⁵ So setzt ausgerechnet Stifters Bemühen um den Aufschub des Todes eine Dialektik frei, die diesen in

23 Stifter an Joseph Türck, 28. 6. 1848 (PRA 17, 293).

24 Vischer (1900), Bd. 1, S. 24.

25 So Sabine Schneider in zwei schönen Aufsätzen; vgl. hier Schneider (2007), S. 274 ff.; Schneider 2008. Vgl. auch Haag (2004).

einer ganz spezifischen Weise zur Erscheinung bringt: im mortifizierten Arrangement stummer und lebloser Dinge.

Stifters Sprachregelung für die verschiedenen Facetten des Widerstands der Dingwelt ist signifikant: Gerade auch hier nämlich neigt er dazu, die Bezeichnung für den konkreten Gegenstand, um den es geht, durch das Abstraktum „Ding“ zu ersetzen. Die Dinge aber zeigen sich jetzt als abweisende, undurchdringliche Wesen, und ausgerechnet die zentrale Chiffre seiner Ordnungshoffnung schlägt nun um in eine Chiffre archaischen Schreckens. Wenn der Doktor Augustinus der *Mappe* seinen Schlitten vor dem vom Eisregen erstarrten Wald, in dem die Bäume explosionsartig zerbersten, zum Stehen bringt, dann heißt es: „man weiß nicht, war es Bewunderung oder war es Furcht in das Ding hinein zu fahren“ (HKG 1.5, 106 f.). Das Ding mutiert aus dem Stadium der Ehrfurcht in ein opak-konturloses weißes Etwas, vor dem sich die sprechende Instanz nur in die unübertrefflich diffuse Wendung „man weiß nicht, war es“ wegducken kann, die sowohl eine klare Dingbeziehung wie ein konturiertes Subjekt dementiert. Ähnlich verhält es sich bei dem großen Schneefall im Bayerischen Wald. Er, der sich der Wahrnehmung des Sprechers selber wie durch einen „Zauber“ als ein ominöses „Ding“ einbrennt (PRA 15, 342, 353), lässt die „unfaßbare Menge der Dinge“ (PRA 15, 327) eines wohlgegliederten und anheimelnden Landschaftsraums zu einem „weißen Ungeheuer[]“ mutieren (PRA 15, 353), und das Wohlvertraute als ein absolut Fremdes zurückstarren. Wenn der kleine Junge in *Granit*, dem der Pechbrenner in einem verhängnisvollen Scherz die Füße mit Pech eingeschmiert hat, stolz auf dem frisch gescheuerten Holzboden der Wohnstube auftaucht, dann wird solche Dämonisierung explizit. Die Mutter nämlich fällt in einer, wie es heißt, „fürchterlichen Wendung der Dinge“ mit Schlägen und den Worten über ihn her: „Was hat denn dieser heillose eingefleischte Sohn heute für Dinge an sich?“ (HKG 2.2, 26 f.) Die Szene erinnert nachgerade an einen Exorzismus, in dem sich nicht nur das „Pech“ – im doppelten Sinne – in den unergründlichen Gegenstand von Wut und Entsetzen verwandelt, sondern auch der „heillose eingefleischte Sohn“ zu dem wird, „dessen Name nicht genannt werden darf“. Und wenn schließlich Stifter in einem Brief schreibt: „Ich glaube, daß sich die Dinge an mir versündigen“²⁶, dann ist das bei einem Autor wie ihm mehr als eine geläufige Redewendung, sondern zeigt, dass der Objektivität der Welt, wie latent auch immer, ein magischer Untergrund eingezogen bleibt. Wo die zu Ordnungsgaranten verklärten Dinge sich dieser Zuschreibung entziehen, schlägt ihre Einschätzung um in das Gefühl von Erbitterung, Entzug und Verlust, für das die Dinge selbst wie handelnde Wesen verantwortlich scheinen. Fetischisierung und Dämonisierung hausen derart in einer sehr grundsätzlichen Weise in den vermeintlich ‚objektiven‘ Stifter’schen Dingbeziehungen.

26 Stifter an Gustav Heckenast, 13. 5. 1854 (PRA 18, 208).

3. Die Wege des Eros: Entselbstung und Fetischismus in *Kalkstein*

Stifter also verwirft den zeittypischen Fetischismus der Streichmacher, weiß sich diesen jedoch gleichwohl zugehörig und stellt das in der strukturellen Nähe seiner Fixierung auf die Dinge zu fetischistischen Orientierungen unter Beweis. Angesichts dessen ist es nicht verwunderlich, dass Fetische in seinen Texten durchaus auch bemerkenswert positive Funktionen erfüllen können. Die Zeichen für die Sache zu nehmen – das kann nämlich auch bewirken, dass man sich von der primären Materialität der Dinge und dem Begehren nach ihnen löst – freilich nur, um ihnen anderweitig dann wieder zu verfallen. Das Spiel solcher Verschiebungen prägt eine Erzählung, die in der neueren Forschung zum *locus classicus* der Fetischismusproblematik bei Stifter geworden ist.²⁷ In *Kalkstein* wird der Fetischismus buchstäblich als Binnengeschichte programmatisch konfigurierter Dingbeziehungen entfaltet. In den beiden Hauptfiguren, dem Geometer, der die trostlose Landschaft eines Kars vermisst, kartographiert und verfügbar macht (HKG 2.2, 122 f.), und dem armen Landpfarrer, treffen zwei Formen der Dingbeziehung aufeinander, die aber nicht konkurrieren, sondern sich – ähnlich wie im *Nachsommer* – eher komplementär zueinander verhalten: eine szientifisch-objektivierende und eine ethisch-ästhetische Haltung, die sich der Natur völlig eingliedert und der sich allein Schönheit, Wert und Bedeutung noch des Unscheinbarsten erschließen. An dem Pfarrer fällt zunächst seine intensive Hinwendung zur Natur ins Auge, die hier ähnlich wie beim Freiherrn von Risach Indikator einer Opposition zur sozialen Wirklichkeit ist. Während er die „Welt Dinge nicht verstand“ (HKG 2.2, 131) – und dazu gehört insbesondere alles, was Ökonomie und Geld betrifft, den Hauptfetisch der bürgerlichen Gesellschaft –, kennt er die Natur in allen Einzelheiten (HKG 2.2, 70 f.). Wie im *Hochwald* und im *Nachsommer* erweist sich das an der erfahrungsgestützten Wetterprognostik (HKG 2.2, 73 ff.). Anders als beim Geometer, der die Natur zum messbaren Objekt macht, verdankt sich die Haltung des Pfarrers einer fundamentalen Entselbstung. Die Lieblingshaltung des Pfarrers ist das Sitzen „auf einem Steine, um die Dinge zu betrachten“ (HKG 2.2, 69), eine geradezu mystische Versenkung, die ihn denn auch ganz in der Natur aufgehen lässt. Einmal sieht ihn der Landvermesser „gleichsam in die glänzende Nachmittagsluft verschwinden“ (HKG 2.2, 66), ein anderes Mal ist er vom Sand der Landschaft bedeckt, als sei er ein Teil von ihr (HKG 2.2, 68). Mit dieser Selbst-Losigkeit des Pfarrers, die sich daneben auch in größter persönlicher Askesse, einem maximalen „Sparen an meinem Körper“, äußert (HKG 2.2, 119), opponiert scheinbar eine seltsame Fixierung auf seine kostbare schneeweiße Leibwäsche, die er immer wieder unter seiner armseligen und verschlissenen Oberbekleidung schamhaft zu verstecken strebt, ja von der er einen großen Vorrat in seinem „Schreine“

27 Vgl. besonders Schiffermüller (1996), S. 203–211; Steiner (2000).

hegt und pflegt (HKG 2.2, 80). Tatsächlich aber ist dieser absonderliche Luxus kein Fremdkörper in der Lebenshaltung des Pfarrers, sondern derart in sie verflochten, dass man sagen kann, er sei zum einen ein Teil, ja sogar ein Agens der asketischen Überwindung von Selbst und Körper und zum anderen nur eine weitere Facette der Andacht des Pfarrers vor den Dingen, zumal die weiße Wäsche und die Karlandschaft, die sich nach einem Gewitter „glatt gewaschen“ und „weiß und glänzend“ präsentiert (HKG 2.2, 85), deutlich analogisiert werden.

Bestätigung findet diese These in der Vorgeschichte des Pfarrers, die dieser dem Landvermesser erzählt. In ihr wird deutlich, dass es sich bei der so sorgsam gehüteten wie verborgenen Wäsche um ein Memorialzeichen handelt, das eine frühe Liebesgeschichte erinnert und zugleich in ihrer Substanz verwandelt. Als junger Mann hatte sich der spätere Pfarrer, Sohn eines Gerbers, in die Tochter einer Wäscherin auf dem Nachbargrundstück verliebt. Die Anbahnung einer Beziehung erfolgt durch einen Verführungsakt, in dem der Junge das Mädchen in kaum kommentarbedürftiger Weise mit einem Pfirsich anlockt. Die Liebesbegegnung wird zwar durch die Mutter des Mädchens vereitelt, doch hat sich der junge Mann bereits ein Zeichensystem aufgebaut, das die Liebe zugleich bewahrt und in immer neuen Schritten verschiebt. Er schafft sich nämlich selbst besonders feine Wäsche an, wie sie das junge Mädchen zum einen wäscht und zum anderen an ihrem Körper trägt, wie er immerhin wahrnimmt. So knüpft sich hier eine Kette metonymischer Verschiebungen mit deutlich sublimatorischer Funktion an. Die Wäsche – gemeint ist neben Leib- auch Bettwäsche – erinnert nämlich als „unser vornehmstes und nächstes Kleid“ an den Körper, in den sie „am Rande des Halses“ übergeht (HKG 2.2, 115), sie streift aber dabei dessen grobe Materialität ab. Einerseits steht sie in Opposition zu den „Häute[n]“ (HKG 2.2, 101) des stinkenden väterlichen Gerbereibetriebs, andererseits kann sie „immer wieder zu feinem weißen Silber gereinigt werden“ (HKG 2.2, 115), d. h. ‚Wäsche‘ als Gegenstand wie als Vorgang beinhaltet – im Gegensatz etwa zum viel beschworenen Schuhfetisch – den Imperativ permanenter Reinigung von den Spuren des Körperlichen.²⁸ Unter dieser Perspektive ist schon die berufsmäßige Wäscherin selbst kaum ein Erfüllung versprechendes Liebesobjekt. Dass die Wäsche weiß ist, in ihr also alles Differierende aus dem Bild umfassender Reinheit und Unschuld getilgt ist, dass in der Steigerung zu „schneeweiß“ das Moment der Erkaltung hinzu kommt (HKG 2.2, 115), und dass

28 Dangel-Pelloquin (2008), S. 147: „Die Wäsche ist zugleich Zeichenträgerin und Zeichentilgerin des Körperlichen, ihre makellose Reinheit verweist paradoxerweise immer zugleich auf die trübe Sphäre des Körperlich-Erotischen.“ Der Fetischcharakter von Kleidung wird bereits in den *Streichmachern* unterstrichen (vgl. HKG 9.1, 194) und auch sonst variieren Stifters Texte sowohl die Verweisungen und Ersetzungen zwischen Körper und Kleidung als auch das Spiel von Verhüllung und Enthüllung in vielfältigster Weise. Vgl. Vogl (1993); Begemann (1995), S. 72 ff.; Bischoff (2005), S. 107 ff.

sie schließlich mit Metall verglichen wird – all das verstärkt die Entfernung des Körpers aus seinem metonymischen Bild. Wenn das Mädchen den jungen Mann in einer ebenso diskreten wie unverkennbar erotisch aufgeladenen Szene in ihr „Körbchen“ schauen lässt, dann trifft sein Blick schon dort nur auf die Hülle und das Substitut des Leibes – die frisch gewaschene Wäsche (HKG 2.2, 114 f.). Dabei bleibt es dann in erotischer Hinsicht. Die Anschaffung eigener weißer Wäsche jedoch verschafft dem jungen Mann ein Ersatzobjekt für die ausgebliebene Erfüllung, die in der Wäsche als Erinnerung gespeichert ist. Was hier geschieht, drückt der Satz „ich hatte die weißen Dinge sehr lieb“ (HKG 2.2, 113) in wiederum kaum kommentarbedürftiger Weise aus, wobei die abstrakte Rede von den „Dingen“ dem Sprecher die peinliche Benennung körpernaher Wäschestücke erspart. So waltet hier auf allen Ebenen – dinglich wie sprachlich – eine umfassende Zeichendiät. Die Scham des Pfarrers für seinen Wäscheluxus (HKG 2.2, 72, 80 f.) wird zwar später ökonomisch begründet (HKG 2.2, 120), wiederholt aber die von der Mutter induzierte „Scham“ der Liebenden (HKG 2.2, 115) und hält so den erotischen Untergrund des Fetischs lebenslang latent gegenwärtig – auch in diesem Punkt also findet eine charakteristische Umbesetzung statt.

Da mit derartiger Fetischisierung eine erotische Erfüllung im eigentlichen Sinne abgeschnitten wird, ist es nur konsequent, dass der junge Mann zum berufsmäßigen Zölibatär wird. Das eingeschlagene geistliche Amt unterstreicht dabei – wie bereits die Kategorien der Anbetung, der Ehrfurcht oder des Wunders – noch einmal die religiöse Herkunft des Fetischkonzepts. Als Zölibatär versagt sich der Pfarrer sowohl ein Bett wie den Gebrauch seiner edlen Bettwäsche und schläft unbedeckt auf einer Holzbank, nur die Bibel als Kopfkissen verwendend. Und da es in dieser Konstellation keine Prokreation geben kann und darf, wendet er sich substitutiv als armer Wohltäter den Kindern anderer Menschen zu. Anders als der Hagestolz in der gleichnamigen Erzählung hat er so in asketischer Weise an der Fortpflanzung teil, am „goldene[n] Strom der Liebe“ in der Kette der Generationen (HKG 1.5, 17), in dem sich das sanfte Gesetz realisiert. Askese und Armut nämlich dienen dem Kinderschutz: Das durch äußerste Kasteiung ersparte Geld ist für den Bau eines Schulhauses bestimmt, der von den Dorfkindern die Gefahren eines überschwemmten Schulwegs und durchnässter Kleidung (!) abwenden soll. Nur von seinen Wäschefetischen kann sich der Pfarrer nicht trennen, aber auch sie gehen dereinst in seine Erbmasse ein und werden in karitatives Kapital umgewandelt wie die Liebe selbst. Geht es im Letzten auch jetzt um die Erhaltung der Art durch Liebe, so hat diese doch ihre Gestalt und ihr ursprüngliches Ziel geändert, indem sie umgelenkt wird in soziales Handeln und pädagogischen Eros.

Wenn am Ende der Geometer und seine Frau die Wäsche aus dem Nachlass des Pfarrers erwerben und pietätvoll bewahren, übrigens erneut in einem „Schrein“, dann wird sie endgültig zu einem reliquienhaften „Denkmal“ (HKG 2.2, 131) – jetzt aber nicht zum Denkmal einer unerfüllten Liebe wie beim Pfarrer selbst, sondern zum

Denkmal einer entsagungsvollen Wohltätigkeit, an dem sich die reinigende Metamorphose der Leidenschaft aus erotischer Verführung in soziale Tugend zeigt.²⁹ Die fetischisierten „weißen Dinge“ sind dabei nicht nur die Inbilder dieses Prozesses, sie sind auch sein Medium. Das markiert eine Differenz zu den Statusfetischen der Wiener Gesellschaft, der der Pfarrer, seinen Reichtum verbergend, als eine Art umgekehrter Streichmacher gegenüber steht – und deren fetischistische Struktur er doch teilt. In *Kalkstein* aber ist der Fetisch mehr als eine simple „Einbildung“, eine semiotische Vertauschung oder ein bloßer Ersatz für ein ‚eigentlich Gemeintes‘. Er ist auch ein Agens genau jener asketischen Selbstentäußerung, die sich dann dezidiert im Aufgehen des Pfarrers in den Dingen der Natur zeigt. Denn im Modus der Verdinglichung erlaubt es der Fetisch das Begehren zu bearbeiten, zu reinigen und zu sublimieren. Die Kette permanenter Verschiebungen zeigt, wie die Frau durch das Objekt ersetzt wird, wie das Begehren sich von körperlicher Erfüllung löst, ja sich in der ‚Wäsche‘ geradezu auf die Reinigung vom Körperlichen selbst richtet und wie es sich, derart sublimiert, schließlich neue Ziele sucht, die in der Ordnung der Dinge und der menschlichen Gattung liegen. Darin tritt eine produktive und soziale Seite des anfangs als Indikator einer verfehlten Kulturentwicklung beargwöhnten Fetischismus zutage. Seine Einschätzung changiert bei Stifter in Abhängigkeit von den jeweils zugrunde liegenden Dingbeziehungen. Von der *ante portas* stehenden Pathologisierung von Fetisch und Fetischismus ist das jedenfalls deutlich unterschieden.

In ähnlicher Weise wird übrigens auch im *Nachsommer* der Impuls, den von Rosen umgebenen Schauplatz einer frühen Liebe zu restituieren, in den Aufbau der utopisch gelungenen, bereinigten und beruhigten Welt des Rosenhauses münden. Überhaupt kann man an dem regelrechten Kult, der im *Nachsommer* mit den Rosen getrieben wird, eine Engführung der hier verfolgten Linien beobachten. Denn die Rosen, die als Liebeszeichen die Leidenschaft aufbewahren und erinnern, aber auch vom Begehren

29 Ein Denkmal ist aber nicht nur die Textur des Stoffs, sondern auch das Gewebe der Erzählung selbst. Diese stellt sich in die Reihe der konservatorischen Gesten der erzählten Figuren. Sie tut nichts Anderes als der Geometer und seine Frau und als der Pfarrer selbst, wenn er nicht nur die Wäsche zu Erinnerungszwecken pflegt, sondern auch seinem äußerst fadenscheinigen Rock zu einer schier unglaublichen Lebensdauer verhilft. Wie auch immer im Einzelnen motiviert, arbeiten diese Tätigkeiten in ebenso heroischer wie vergeblicher Weise gegen den allgegenwärtigen Verfall der Dinge. Was in anderen Texten Stifters nur den Plunder, die einzelnen vergessenen Dinge betrifft, scheint hier die Natur als Ganze zu bedrohen. Die Landschaft des Kars befindet sich in ebenso schnellem Verfall wie die Oberbekleidung des Pfarrers. Während aber der Pfarrer voller Sorge beobachtet, wie sich der erosionsbedrohte Kalkstein in Sand auflöst und Ordnung in Zersetzung übergeht (vgl. HKG 2.2, 98 f.), ist es der Text allein, der dem Einhalt gebieten kann, indem er – gegen alle zuvor angestellten geologischen Befunde – die Unzerstörbarkeit der Natur betont: „Es war alles unverändert, als ob diese Gegend zu ihrem Merkmale der Einfachheit auch das der Unveränderlichkeit erhalten hätte“ (HKG 2.2, 130). So scheint nur die Literatur, nicht weniger auf die Dinge fixiert als ihre Personen, den Bestand der Dinge garantieren zu können.

gereinigt sind, erscheinen zugleich als Teil einer Sammlung. Jeder Blume wird ihre Stelle in einer taxonomischen Ordnung zugewiesen, indem sie mit einem Namensschildchen bezeichnet wird, das durch eine Glashülle vor den Strömen des Regens geschützt ist, die alle Konturen auflösen. Wie in einer Doppelbelichtung überlagern sich die Objektivierung der Rosen als Dinge, die systematisch in der Naturordnung situiert werden, und ihre memorativ-erotische Aufladung. Der fetischistische Status der Rosen betrifft gleichermaßen ihre Teilhabe an der Ordnung und Schönheit der Natur wie ihren Status als Träger eines sublimierten Eros. Objektivierung und Fetischisierung scheinen sich nicht nur nicht zu widersprechen, sondern durchaus zusammenzugehören.

Literaturverzeichnis

- ARNOLD-DE SIMINE, SILKE, „Musealisierungsfänomene im Werk Adalbert Stifters“, in: *Ordnung – Raum – Ritual. Adalbert Stifters artifizieller Realismus*, hg. v. Sabina Becker und Katharina Grätz, Heidelberg 2007, S. 41–67.
- BARTHES, ROLAND, „L'effet de réel“, in: ders., *Littérature et réalité*, Paris 1982, S. 81–90.
- BEGEMANN, CHRISTIAN, *Die Welt der Zeichen. Stifter-Lektüren*, Stuttgart/Weimar 1995.
- , „Adalbert Stifter und das Problem der Beschreibung“, in: *Beschreibend wahrnehmen – wahrnehmend beschreiben. Sprachliche und ästhetische Aspekte kognitiver Prozesse*, hg. v. Peter Klotz und Christine Lubkoll, Freiburg i. Br. 2005, S. 189–209.
- BISCHOFF, DOERTE, „Stifters Stoffe. Zwischen Fetischisierung und Performativität“, in: *Poetiken der Materie. Stoffe und ihre Qualitäten in Literatur, Kunst und Philosophie*, hg. v. Thomas Strässle und Caroline Torra-Mattenklotz, Freiburg i. Br. 2005, S. 95–117.
- BÖHME, HARTMUT, *Fetischismus und Kultur. Eine andere Theorie der Moderne*, Reinbek bei Hamburg 2006.
- DANGEL-PELLOQUIN, ELSBETH, „Weiße Wäsche. Zur Synthese von Reinheit und Erotik bei Keller und Stifter“, in: *Die Dinge und die Zeichen. Dimensionen des Realistischen in der Erzählliteratur des 19. Jahrhunderts*, hg. v. Sabine Schneider und Barbara Hunfeld, Würzburg 2008, S. 143–156.
- DASTON, LORRAINE und PETER GALISON, *Objektivität*, Frankfurt a. M. 2007.
- DEHN, WILHELM, *Ding und Vernunft. Zur Interpretation von Stifters Dichtung*, Bonn 1969.
- DUSINI, ARNO, „Wald. Weiße Finsternis. Zu Stifters Briefen und Erzählung *Aus dem bairischen Walde*“, in: *Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte* 92 (1998), S. 437–455.
- GRÄTZ, KATHARINA, *Musealer Historismus. Die Gegenwart des Vergangenen bei Stifter, Keller und Raabe*, Heidelberg 2006.
- HAAG, SASKIA, „Stifters ‚Dichtung des Plunders‘“, in: *sinn-haft* 17 (2004), S. 59–64.
- MACHO, THOMAS, „Stifters Dinge“, in: *Merkur* 59 (2005), S. 735–741.
- MICHLER, WERNER, „Adalbert Stifter und die Ordnungen der Gattung. Generische ‚Veredelung‘ als Arbeit am Habitus“, in: *Stifter und Stifterforschung im 21. Jahrhundert. Biographie – Wissenschaft – Poetik*, hg. v. Alfred Doppler, Johannes John, Johann Lachinger und Hartmut Laufhütte, Tübingen 2007, S. 183–199.
- PFOTENHAUER, HELMUT, „Einfach ... wie ein Halm. Stifters komplizierte kleine Selbstbiographie“, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 64 (1990), S. 134–148.
- POUILLON, JEAN, „Fetische ohne Fetischismus“, in: *Objekte des Fetischismus*, hg. v. J.-B. Pontalis, Frankfurt a. M. 1972, S. 196–216.
- RITZER, MONIKA, „Die Ordnung der Wirklichkeit. Zur Bedeutung der Naturwissenschaft für Stifters Realitätsbegriff“, in: *Stifter und Stifterforschung im 21. Jahrhundert. Biographie – Wissenschaft – Poetik*, hg. v. Alfred Doppler, Johannes John, Johann Lachinger und Hartmut Laufhütte, Tübingen 2007, S. 137–159.
- SCHIFFERMÜLLER, ISOLDE, *Buchstäblichkeit und Bildlichkeit bei Adalbert Stifter. Dekonstruktive Lektüren*, Bozen 1996.
- SCHNEIDER, SABINE, „Die stumme Sprache der Dinge. Eine andere Moderne in der Erzählliteratur des 19. Jahrhunderts“, in: *Mediale Gegenwärtigkeit*, hg. v. Christian Kiening, Zürich 2007, S. 265–281.
- , „Vergessene Dinge. Plunder und Trödel in der Erzählliteratur des Realismus“, in: *Die Dinge und die Zeichen. Dimensionen des Realistischen in der Erzählliteratur des 19. Jahrhunderts*, hg. v. Sabine Schneider und Barbara Hunfeld, Würzburg 2008, S. 157–174.
- STEINER, UWE C., „Gespensige Gegenständlichkeit. Fetischismus, die unsichtbare Hand und die Wandlungen der Dinge in Goethes *Herrmann und Dorothea* und in Stifters *Kalkstein*“, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 74 (2000), S. 627–653.
- STIFTER, ADALBERT, *Sämtliche Werke*, 25 Bde., hg. v. August Sauer u. a., Prag 1904 ff., Reichenberg 1927 ff., Graz 1958, Hildesheim 1979 [im Text abgekürzt als PRA].
- , *Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe*, hg. v. Alfred Doppler, Wolfgang Frühwald und Hartmut Laufhütte, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1978 ff. [im Text abgekürzt als HKG].
- VISCHER, FRIEDRICH THEODOR, *Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft*, 2 Bde., 8. Auflage, Stuttgart/Leipzig 1900.
- VOGEL, JULIANE, „Mehlströme/Mahlströme. Weißeinbrüche in der Literatur des 19. Jahrhunderts“, in: *Weiß*, hg. v. Wolfgang Ullrich und Juliane Vogel, Frankfurt a. M. 2003, S. 167–192.
- VOGL, JOSEPH, „Der Text als Schleier. Zu Stifters *Nachsommer*“, in: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 37 (1993), S. 298–312.
- WEDER, CHRISTINE, *Erschriebene Dinge. Fetisch, Amulett, Talisman um 1800*, Freiburg i. Br. 2007.